

ANITA BROOKNER

ROMAN

Ein Start ins Leben

Mit einem Vorwort von Julian Barnes



EISELE

Anita Brookner
Ein Start ins Leben

ANITA BROOKNER

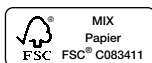
*Ein Start
ins Leben*

ROMAN

Aus dem Englischen
von Wibke Kuhn

EISELE

Besuchen Sie uns im Internet:
www.eisele-verlag.de



Die Originalausgabe »A start in life«
erschien 1981 bei Jonathan Cape, London.

Taschenbuchausgabe
1. Auflage September 2019

© 1991 Anita Brookner
© 2018 der deutschsprachigen Ausgabe
Julia Eisele Verlags GmbH, München
Alle Rechte vorbehalten
Gesetzt aus der Quadraat Pro
Satz: L42 AG, Berlin
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-96161-071-6

JULIAN BARNES

NACHRUF AUF ANITA BROOKNER,
erschieden in *The Guardian* am 18. März 2016.

**Es gab niemanden, der ihr auch nur
ansatzweise vergleichbar gewesen wäre.**

Nur zu leicht verwechselte man Anita Brookner mit ihren unglücklichen Protagonistinnen – allesamt alte Jungfern – aber die Gewinnerin des Booker Prize war eine Romanschriftstellerin von unvergleichlichem Witz und Lebensklugheit, und eine der angesehensten Kunsthistorikerinnen der jüngeren Geschichte.

Anita beugte sich bei unserem Mittagessen über den Tisch, um zu inspizieren, was ich auf dem Teller hatte. „Wie schmeckt das?“, fragte sie. Und dann, mit einem breiteren, erwartungsvolleren Lächeln: „Enttäuschend?“

Anita erzählte mir, dass sie gerade einen Roman fertiggestellt habe, und dann fügte sie in gedämpftem, vertraulichem Ton hinzu: »Er handelt von ... einer einsamen Frau.«

Anita, die grundsätzlich als Erste da war, egal wie früh ich kam, begrüßte mich mit ihrem üblichen, beunruhigenden Einstieg: »Na, was hast du Schönes für mich?«

So ein Mittagessen dauerte nie länger als 75 Minuten, für gewöhnlich bestellte sie Fisch und hinterher einen schwarzen Kaffee, zu dem sie zwei Zigaretten rauchte. (Eine ganze Weile waren es Sovereigns, eine Art Benson & Hedges für Arme: Das war das einzige nicht vollkommen

elegante Element ihres Auftritts, das ich jemals an ihr beobachtet habe.)

Anita erzählte mir, dass sie gerade einen weiteren Roman fertiggestellt habe, und dass sie jetzt, wo sie ihn vom Schreibtisch habe, tun könne, was sie wolle.

»Tja, in deinem Fall«, witzelte ich, »heißt das wohl, dass du jetzt noch mal den gesamten Proust liest.« Es folgte eine leicht erschrockene Schweigepause. »Wie hast du das jetzt erraten?« In regelmäßigen Abständen fragte sie mich, wie alt ich sei. Ich gab Auskunft, und dann antwortete sie mit einer Art enthusiastischer Melancholie: »Da hast du ja noch zehn gute Jahre vor dir.« Die Frage wurde über die nächsten Jahrzehnte wiederholt, und auf meine Antwort erwiderte sie jedes Mal dasselbe. Allerdings fiel mir auf, dass der Enthusiasmus im Laufe der Zeit zu einer Art mitleidiger Hoffnung zusammenschrumpfte.

Sie war geistreich, funkelnd intelligent, reserviert und unberechenbar, und zwar noch viel mehr, als sie selbst beabsichtigte. Ich wüsste keinen Romanschriftsteller, bei dem es unwahrscheinlicher wäre, dass er eine Autobiographie verfasst. Sie war entschieden moralisch, ohne moralinsauer zu sein, und entschieden wahrheitsliebend. Einmal war ich für ein Interview bei einem Lokalradiosender in London, und das Team befand sich immer noch im Schockzustand, weil tags zuvor Anita einen ihrer (seltenen) Auftritte bei ihnen gehabt hatte. Ich erkundigte mich, was passiert war. »Sie hat jede Frage wahrheitsgemäß beantwortet«, erwiderten sie. Allerdings, und so etwas waren sie eben nicht gewöhnt. Ich kannte sie – nicht besonders gut – über dreißig Jahre. Es

gab niemanden, der ihr auch nur ansatzweise vergleichbar gewesen wäre, und niemanden, dessen Präsenz auch nur annähernd denselben Effekt gehabt hätte. Ich war nicht der Einzige, der anders sprach, wenn er ihr gegenüber saß. Ich unterzog Vokabular und Grammatik blitzschnell noch einmal einer kritischen Prüfung, bevor sie meinen Mund verließen; ich merkte, wie ich bei meinen eigenen Äußerungen in Gedanken die Interpunktion berücksichtigte – ich setzte sogar geistige Semikolons, unglaublich! Sie selbst blieb immer ruhig, amüsiert, beherrscht. Aber dann sagte man so was wie: »Was hältst du von Boucher?« (oder irgendeinem anderen von ungefähr tausend Malern), und sie verwandelte sich und war lebendiger als bei allen anderen Gelegenheiten. Sie antwortete sehr präzise, intensiv, ausführlich, mit großer Leidenschaft und leuchtenden Augen, und manchmal ließ sie dabei sogar ein persönliches Detail mit einfließen. Sie erzählte mir einmal, die glücklichste Zeit ihres Lebens sei die gewesen, als sie in Frankreich ihre Doktorarbeit über Greuze geschrieben und dafür im Bus durch den Nebel zu Kunstgalerien in der Provinz gefahren sei. Dabei hatte man das Gefühl, dass der Nebel ein sehr wichtiger Bestandteil dieses Glücks gewesen war.

Bei all dem darf man nicht vergessen, dass sie über einen viel längeren Zeitraum über Kunst nachdachte, schrieb und lehrte, als sie Romane schrieb. Wenn wir nicht die »Booker-Prize-Gewinnerin Anita Brookner« zu betrauern hätten, würden wir uns an eine der glänzendsten, scharfsinnigsten Verfasserinnen von Kunstbüchern in neuerer Zeit erinnern, und an eine Lehrerin, die zu lebenslanger hingebungsvoller

Arbeit inspirierte. Ihr Schwerpunkt war die französische Kunst des 18. und 19. Jahrhunderts: Sie schrieb brillant über Watteau und David und mit ähnlichem Sachverstand über die zwei Gegenpole der französischen Kunst Mitte des 19. Jahrhunderts – Delacroix und Ingres. Ihre Texte über Kunst sind akademisch im besten Sinne des Wortes: Anspruchsvoll und kompakt, das Ergebnis eingehender Forschung, bleiben sie jedoch auch verständlich für normale, intelligente Leser. Ihre Präzision ist ebenso zwingend wie ihr Stil, und wenn sie einmal negative Urteile fällt, sind sie ätzend. So verdammt sie »den unsterblichen und morbiden Flair«, den Baudelaire Delacroix zu verpassen versuchte, und zeigt sich unnachsichtig, was den »infantilen Schutzanstrich« angeht, den William Blake und andere sich zulegten. Ihre Kritik war erwachsen, ebenso wie ihre Weltsicht. Ein Satz aus ihrer stichhaltigen, umwerfend komischen Kritik einer Neuausgabe des Buches Hiob: »Bildad der Schuchiter teilt die öde Auffassung, dass Leiden den Menschen nobler mache.«

Wir lernten uns 1984 kennen, nachdem wir beide auf die Shortlist des Booker Prize gekommen waren. Als unsere gemeinsame Lektorin Liz Calder sie anrief, um ihr die Neuigkeit mitzuteilen, erwiderte Anita: »Ich glaube, dann gehe ich jetzt mal los und lasse mir ein Paar Schuhe neu besohlen. Damit ich mit beiden Beinen fest auf dem Boden der Tatsachen stehen bleibe.« Als sie den Preis gewann, ging sie aufs Podium, nahm den Scheck in Empfang, wandte sich mit tadelloser Haltung ans Publikum und begann: »Wenn ich aufstehe, laufe ich normalerweise erst mal 50 Minuten.«

Es folgte eine Pause mit perfekt kalkulierter Länge, bevor sie hinzufügte: »In Pantoffeln.« Hinterher kam Malcolm Bradbury (den ich noch nie getroffen hatte) zu mir und legte mir einen Arm um die Schulter. »Tja«, sagte er. »Ich finde nicht, dass du hättest gewinnen sollen. Aber ich finde auch nicht, dass du gegen so ein Buch hättest verlieren sollen.« Das war eine unehrenhafte Bemerkung, die sich später allerdings als ein wenig prophetisch herausstellte. Die (hauptsächlich männliche) Presse nannte sie »Die bescheidene Anita« und schob sie – unter Missachtung ihrer herausragenden Karriere als Kunsthistorikerin – in die Schublade der einsamen alten Jungfer, deren Leben gescheitert ist, und die sich jetzt damit tröstet, dass sie jedes Jahr einen Roman schreibt. Das vornehme Äquivalent zur Schachtel Pralinen quasi. Die erste Zeile ihres ersten Romans *Ein Start ins Leben* deuteten sie autobiographisch: »Im Alter von vierzig Jahren wurde Dr. Weiss klar, dass die Literatur ihr Leben ruiniert hatte.« Doch Dr. Brookners Leben war nicht von der Literatur ruiniert worden. Mit vierzig war Dr. Brookner gerade zur ersten Slade-Professorin der Schönen Künste in Cambridge ernannt worden. Die Literatur hatte geholfen, ihr die Welt zu erklären, und sie tat es weiterhin. Und später, als sie selbst mit dem Romaneschreiben begann, bescherte ihr die Literatur eine weitere Portion vom Ruhm, wenn auch ganz anderer Art.

Sie hielt die Welt oft auf Distanz, aber das machte sie nicht einsam. Sie war über vierzig, als sie endlich dem emotionalen Pandämonium des Zusammenlebens mit ihren Eltern entkam (die sie »schmerzhaft« liebte), und danach lebte sie

genau so, wie es ihren Wünschen entsprach, glaube ich. Damit will ich nicht sagen, dass sie nie größere emotionale Erschütterungen erfahren hätte, sondern einfach, dass sie – wenn man das denn jemals wirklich selbst entscheidet – auf ihre Art lebte. Wenn sie etwas nicht tun wollte, lehnte sie ab. Sie empfand es als ihre gesellschaftliche Pflicht, zu bestimmten Partys zu gehen, aber ihre Strategie sah so aus, dass sie pünktlich zu Anfang da war, dann eine schnelle Runde drehte, sich bei ihren Gastgebern bedankte, und genau in dem Moment wieder ging, wenn die lautesten Gäste durch die Tür kamen. Einmal erklärte sie sich bereit, zu unserem gemeinsamen Verlag zu kommen und ihren neuesten Roman zu signieren. Man hatte einen nicht allzu bedrohlichen Stapel von 100 Exemplaren hingelegt. Sie setzte sich, zückte ihren Stift, signierte 25 und sagte dann: »Ich glaube, das reicht, oder?« Und dann ging sie. Ich schickte ihr immer Kunstpostkarten, wenn ich auf Reisen im Ausland war, bis mir irgendwann auffiel, dass sie das nie erwähnte, also hörte ich damit auf, und auch das blieb unerwähnt. Einmal sah ich eine Vorankündigung für einen Filmabend im National Film Theatre, der wie für Anita gemacht schien: eine Zusammenstellung der frühesten Filmaufnahmen in und um Paris. Ich rief sie an und hatte gerade ein Viertel meines Anlaufs zu einem begeisterten Vorschlag vorgebracht, als sie mich unterbrach mit einem: »Nein, ich glaube, eher nicht ...« Ich fühlte mich linkisch, tölpelhaft, als hätte ich irgendeine Grenze überschritten. Das hatte ich auch, und ich machte nie wieder einen Vorstoß in dieser Richtung. Einmal im Jahr ein Mittagessen, gelegentlich mal ein Dinner, das war's. Ein Freund von mir war einmal mit einem Kamerateam in ihrer

Wohnung in Elm Park Gardens. Sie war karg möbliert, auf dem Fensterbrett waren mehrere Topfpflanzen aufgereiht. Ein nervöser Assistent versuchte eine Art sozialen Eisbrecher und bemerkte: »Das sind aber schöne Blumen, Miss Brookner!« – nur um mit der Antwort zum Schweigen gebracht zu werden: »Die sind alle neu.« Ich bin sicher, dass Anita niemals vernichtend sein wollte, aber sie wollte ganz deutlich machen, was ihrer Meinung nach Sinn und Zweck einer angemessenen Unterhaltung war.

In ihren Romanen kommen oft einsame alte Jungfern vor, die anscheinend nicht viel mehr tun, als Bücher in die Leihbibliothek zurückzubringen, Teesalons zu besuchen und über ihr ungelebtes Leben nachzusinnen. Aber sie hatte mit ihren Protagonistinnen nicht mehr gemeinsam als John Updike mit Rabbit Angstrom. (Ihr gefielen schicke Häuser – wir aßen meistens im Caprice oder im Durrants Hotel zu Mittag – aber es gefiel ihr irgendwie auch, wenn sie von ihnen enttäuscht wurde. Einmal war sie gerade aus Paris zurückgekommen: »Ich habe im Crillon gewohnt«, berichtete sie. »Die haben mir ein Dienstmädchenzimmer gegeben.«) Ihre schriftliche Ausdrucksweise war ebenso perfekt und strukturell ausgewogen wie ihre mündliche; tatsächlich kamen sich die beiden so nah, dass ich bezweifle, dass man bei Durchsicht ihrer Manuskripte viele Korrekturen finden würde. In ihren Romanen findet sich oft eine moralische Antithese: Da werden die Tugendhaften, Aufrichtigen, Höflichen und Eleganten den Betuchten, Vulgären und Gleichgültigen gegenübergestellt. Letztere haben ein glücklicheres Leben, denn ihnen fehlt sowohl die moralische Integrität als auch

die Fähigkeit zur Selbsterkenntnis oder zum Selbstzweifel. In Brookner-Land besiegt der Hase grundsätzlich die Schildkröte, und es wäre sentimental, etwas anderes zu glauben oder zu erwarten. Diese Sicht aufs Leben war gleichbleibend und unerschütterlich. Doch jeder Biograph oder Kritiker, der mit der Idee spielte, Anita Brookner sei in irgendeiner noch so subtilen Weise auf unser Mitleid aus, würde einem törichtem Irrtum unterliegen. Sie war die am wenigsten selbstmitleidige Person, die ich je kennengelernt habe. Sie wusste einfach, dass die Welt unfair ist, und fand es naiv, wenn jemand das nicht erkannte. Sie war in ihrem tiefsten Inneren eine Stoikerin. Und diesen Stoizismus hob sie auf eine aristokratische Ebene. Wahrscheinlich fände sie diese Behauptung entsetzlich, aber viele, die sie kannten, würden mir Recht geben.

Sie las Proust; sie las Simenon – wobei sie die *romans durs* den Maigret-Romanen vorzog (ihr Lieblingsroman, verriet sie mir einmal, war *Der fremde Vetter*); in ihren späteren Jahren schrieb sie alljährlich für den *Spectator* eine Rezension von ungefähr tausend Worten für jedes Buch, das auf der Auswahlliste für den Prix Goncourt stand. Aber ich glaube nicht, dass ihre Romane stark französisch beeinflusst waren. Für mich hatte sie eher etwas Europäisch-britisches. Und obwohl sie in Literatur badete, hatte sie wenig Interesse am Literaturbetrieb, geschweige denn an der entferntesten Art von Karrierismus. Niemals hätte man sie auf einem Literaturfestival erwischt oder sich vor irgendeine Kameralinse drängen sehen. Sie freute sich über ihren Erfolg, aber sie tat nichts, um ihre Leser zu ermutigen oder abzuschrecken,

außer das, was wirklich zählte: Sie schrieb ihren nächsten Roman. Ich bin überzeugt, hätte sie nur alle zwei Jahre ein Buch veröffentlicht statt alljährlich, wäre sie heute doppelt so hoch angesehen. Ich bin sicher, dass sie eine solche Berechnung vulgär gefunden hätte. Trotzdem glaube ich, dass es stimmt. Sie beklagte sich nie über die manchmal herablassende Behandlung, die ihr von einheimischen Kritikern zuteil wurde. Nur manchmal zeigte es sich, aber nur ganz indirekt. Ich erzählte ihr von einer Buchvorstellung in Paris, die einiges an Aufsehen erregt hatte. »Ja«, kommentierte sie. »Sie zeigen wirklich Interesse, nicht wahr?«

Ihre Romane waren, was sie waren; sie brachten ihre Stärken zur Geltung: Klarheit, Ironie, Witz, Lebensklugheit. Ihre Erzählstimme erkannte man schon an der ersten Zeile. (Nehmen Sie nur die ersten drei Worte der *Nachzügler*: »Hartmann, ein Genießer ...« Niemand anderer hätte so etwas geschrieben.) Was sie weniger gut konnte, ließ sie sein. Die meisten Schriftsteller sind sich ihrer Schwächen bewusst – oder ihrer Eigentümlichkeiten – und versuchen, sich durchzumogeln. Bei Anita gibt es nichts Falsches. Vielleicht kommt es der Wahrheit näher, wenn ich sage, beim Schreiben machte sie – ebenso wie im Leben – selten Dinge, die sie nicht machen wollte. Einmal nahmen meine Frau und ich ihren neuesten Roman mit in den Sommerurlaub in Frankreich. Ich las ihn als Erster, am nächsten Morgen setzte sich meine Frau mit dem Buch in den Schatten eines Baumes. Nach ungefähr einer Stunde gab es eine Explosion ungläubiger Wut – und ich wusste schon ganz genau, worum es gehen würde. »Ich bin auf Seite 35«, rief sie zu mir herüber, »und ich bin gerade zur

ersten Dialogzeile gekommen – und die ist auf Französisch!« In einem von Anitas späteren Romanen trinkt die Protagonistin regelmäßig ein Glas Weißwein, wenn sie in ihrer Wohnung allein zu Abend isst. Da ich mich für Wein interessiere, kam ich nicht umhin zu bemerken, dass es bei jedem Abendessen ein anderer Wein war: erst ein Chardonnay, dann ein Pinot Grigio, dann ein Sauvignon, und so weiter; doch der letzte Wein, der in diesem Buch getrunken wurde, war unerwarteterweise ein süßer Wein – ein Sauternes. Ich fragte mich, ob dieser Bruch eine Bedeutung haben mochte, vielleicht ein Sinnbild der Unbeständigkeit der Protagonistin. Ich erwähnte diese Theorie beim Mittagessen und wies auf diesen verblüffenden Wechsel von trockenem zu süßem Wein hin. »Oh nein«, erwiderte Anita unbekümmert. »Ich bin einfach nur in ein Geschäft gegangen und hab mir die Namen abgeschrieben.«

Zum letzten Mal sah ich sie im Sommer 2010, als unsere Verlegerin Carmen Callil sie zum Mittagessen mitbrachte. Sie war zerbrechlicher geworden und brauchte einen Gehstock. Ich hatte einen Krabbentopf gemacht, aber sie sagte, sie sei allergisch, und es war mir peinlich (hätte ich es wissen müssen?). Stattdessen aß sie ein bisschen Käse, etwas grünen Salat und eine Grilltomate; die rote Bete lehnte sie ab. Wir fragten sie, wie sie lebte. Sie erzählte, sie gehe jeden Morgen ganz früh zu Sainsbury's und hole sich »ein Croissant, ein Brötchen und einen Laib Brot«. »Jeden Tag, Anita?« »Ich esse eine Menge Brot.« Sie hatte Stefan Zweig noch einmal gelesen und war besonders begeistert von dem sehr brooknerhaft betitelten Roman *Beware of Pity* (dt. Original: *Ungeduld des*

Herzens). Als Carmen meinte, zu den Vorteilen des Alters gehöre es, dass man die Prüfungen des Herzens hinter sich hatte, stimmte sie ihr zu. Sie behauptete, sie habe keine religiösen Gefühle oder Glaubensgrundsätze. Sie hatte immer noch einen gemieteten Fernseher (keine Digibox oder Freeview) und rauchte immer noch acht bis zehn Zigaretten am Tag. »Rauchst du die erste nach dem Frühstück, Anita?« »Selbstverständlich.«

Sie hatte die *Times* abonniert, aber wenn sie ihren Korb voll Brot holte, kaufte sie auch noch *Independent*, *Mail*, *Guardian* und *Telegraph*. Sie las sie alle, was bis halb elf dauerte. »Es steht nie irgendwas Interessantes drin.« Ich schlug ihr vor, sie solle in Zukunft vielleicht nur noch eine Zeitung kaufen, aber ich merkte, dass sie in diesem Stadium nicht mehr geneigt war, noch ihre Gewohnheiten zu ändern oder ihre Erwartungen an das Leben.

(»Wie sind die Zeitungen, Anita?« »Enttäuschend.«)

Nachdem sie gegangen war, fühlte ich mich erschöpft – von dem Wunsch, ihr alles recht zu machen. Als Carmen nach Hause kam, musste sie sich erst mal hinlegen. Doch Anita freute sich unverdrossen auf die *Spectator*-Party am selben Abend – wo sie schätzungsweise wieder ihre vollen zwanzig Minuten absolvieren würde.

Obwohl sie mir danach fehlte – sie lehnte es ab, noch einmal aus dem Haus zu gehen – und ich mir Sorgen um sie machte, machte ich mir doch weniger Sorgen um sie als um andere in einer ähnlichen Situation. Ich war ganz sicher, dass ihr Stoizismus und ihre mentale Stärke ihr hindurchhelfen würden. Ich nahm nicht an, dass sie Angst vor dem